

1. Das Erbe Heideggers

Einleitung

Die hier versammelten Briefe geben Einblick in eine Auseinandersetzung, die das Denken Wolfgang Blankenburgs für seine gesamte intellektuelle und klinische Laufbahn mitgeprägt hat. Im Zentrum steht die Frage, was sich aus dem Werk Martin Heideggers für die psychiatrische Theorie und Praxis gewinnen lässt, eine Frage, die Blankenburg über viele Jahre hinweg im Austausch mit Vertreter:innen der Daseinsanalyse, der phänomenologischen Psychiatrie und mit Philosoph:innen verfolgte.

Bereits in seinem ersten Brief an Ludwig Binswanger (1954) bekennt sich Blankenburg zu seiner Herkunft aus der Philosophie. Heidegger, neben Wilhelm Szilasi, erscheint darin als einer seiner prägenden Lehrer. Dieser philosophische Hintergrund bildet das Fundament seiner Annäherung an die Psychiatrie. In der Verbindung von phänomenologischer Anthropologie und klinischer Erfahrung, wie sie vor allem bei Binswanger exemplarisch wird, sieht Blankenburg die Möglichkeit, über die methodischen und begrifflichen Engführungen der traditionellen Psychiatrie hinauszukommen.

Doch die Briefe zeigen nicht nur diese Verwurzelung in der Philosophie, sondern auch eine wachsame Distanzierung von einem Heideggerianismus, der die methodische Kontrolle zugunsten eines mystifizierenden Sprachduktus aufzugeben drohte. In seinem Brief an Roland Kuhn (1964) greift Blankenburg den Begriff eines »ontisch-ontologischen Sehens« auf und deutet ihn in eine Richtung weiter, die auf klinische Anschlussfähigkeit zielt: Nur wenn sich existenzialontologische Begriffe in der Wahrnehmung konkreter Begegnung bewähren, können sie auch psychiatrisch fruchtbar werden. Andernfalls bleiben sie begriffliche Exoten.

In der Auseinandersetzung mit Binswanger erkennt muster­gültig Blankenburg, dass dieser einen Begriff der Liebe zu denken versucht habe, der über Heidegger hinausweist, als Figur einer grundlegenden Bezogenheit. Diese Differenz markiert eine programmatische Wendung: Wer Phänomenologie und Psychiatrie miteinander ins Gespräch bringen will, muss Heideggers Denken nicht nur aufnehmen, sondern auch weiterdenken und mitunter transformieren.

Besonders in den Briefen an Roland Kuhn, Hubertus Tellenbach und Hans Kunz tritt Blankenburg als Mittler zwischen Philosophie, Klinik und Theorie auf. Er ist sich der erkenntniskritischen Fallstricke diagnostischer Praxis ebenso bewusst wie der Versuchung, philosophische Begriffe voreilig in therapeutische Direktiven zu übersetzen. Seine Kritik an Medard Boss ist exemplarisch: Nicht Heidegger selbst wird verworfen, sondern ein Heidegger-Bild, das aus anspruchsvoller Philosophie ein System halber Einsichten macht. Der Anspruch der »Lichtung des Seins« verlangt, so Blankenburg, eine methodisch und klinisch verantwortliche Interpretation. Alles andere sei, wie er schreibt, ein »Ja! – aber nicht so!«.

Die hier dokumentierte Korrespondenz zeigt damit mehr als nur ein biographisches Interesse an Heidegger. Sie dokumentiert den Versuch, dessen schwieriges Erbe für eine phänomenologisch und anthropologisch fundierte Psychiatrie fruchtbar zu machen, ohne sich von dessen Sprache, Pathos oder Denkstil vereinnahmen zu lassen. In diesem Sinne lässt sich Blankenburgs Auseinandersetzung mit Heidegger auch als Modell verstehen: für eine philosophisch engagierte Psychiatrie, die nicht Philosophie betreibt, um sich zu legitimieren, sondern um sich zu befragen.

Brief an Ludwig Binswanger, 10. 6. 1954

6900 Heidelberg, den 26. 11. 1954

Sehr verehrter Herr Dr. Binswanger!

Verzeihen Sie bitte, daß ich mit einer etwas zudringlichen Anfrage an Sie herantrete. Wäre es Ihnen möglich, mir irgendetwas von den Sonderdrucken Ihrer daseinsanalytischen Arbeiten zur Verfügung zu stellen? Sie würden mir damit eine große Hilfe erweisen, da ich im Begriffe bin, bei Herrn Prof. Ruffin über ein daseinsanalytisches Thema zu doktorieren. Von meinem Studiengang nur soviel: daß ich ursprünglich mit einem reinen Philosophiestudium begann, – als meine Lehrer kann ich vor allem W. Szilasi und vorübergehend M. Heidegger betrachten – und erst nach 5 Semestern in die medizinische Fakultät wechselte. Sie werden daheraus verstehen, wie nahe mir gerade das von Ihnen eröffnete Forschungsgebiet mit allen seinen Fragen liegen muß.

*In der Hoffnung auf freundliche Aufnahme dieser Zeilen
Ihr Sie hochschätzender
Wolfgang Blankenburg*

Brief von Ludwig Binswanger, 16. 6. 1954

Kreuzlingen, 16. Juni 1954

Lieber Herr Kollege!

Leider habe Ich von meinen daseinsanalytischen Arbeiten nur noch sehr wenig Exemplare zur Verfügung. Vielleicht können Sie sich an Prof. Szilasi wenden, der Ihnen sicher gerne die eine oder andere Arbeit leihweise zur Verfügung stellen wird.

*Mit freundlichem Gruss
L. Binswanger*

Brief an Ludwig Binswanger, 2. 3. 1957

62 Heidelberg, den 2. III. 57

Sehr verehrter Herr Dr. Binswanger!

Durch Herrn Prof. Ruffin hörte ich von der günstigen Aufnahme, die meine Arbeit bei Ihnen gefunden hat. Ich habe mich sehr darüber gefreut. Den Fehler auf Seite 121 habe ich selbstverständlich sogleich korrigiert. – Vor allem danke ich Ihnen für Ihre freundlichen Bemühungen, die Arbeit im Schweizer Archiv unterzubringen, was ja dank Ihrer Fürsprache bei Prof. Staehelin zu glücken scheint. Es handelt sich jetzt wohl vor allem noch um die Frage der Kürzung bzw. deren Umfang. Prof. Ruffin hat sich sehr gegen eine Kürzung ausgesprochen und den Vorschlag gemacht, durch eine weitgehende Verwendung des Petit-Druckes das Volumen der Arbeit zu verringern, wofür er sogar freundlicherweise gleich einen detaillierten Plan ausgearbeitet hat. Diesen Plan habe ich jetzt mit der Arbeit zusammen – im wesentlichen unverändert – Herrn Prof. Staehelin übersandt. Wenn doch noch eine Kürzung darüber hinaus notwendig wird, muß ich eben den einen oder anderen Abschnitt weglassen und vielleicht durch ein knappes Autoreferat ersetzen, um den Zusammenhang des Ganzen zu wahren. – Im übrigen bin ich bemüht, die einmal eingeschlagene Fragerichtung an neuem Erfahrungsgut weiter zu verfolgen.

Es hat mich sehr gefreut zu hören, daß demnächst »Der Mensch in der Psychiatrie«, »Mein Weg zu Freud« und Ihre Schizophreniestudien gesondert erscheinen werden!

Mit nochmaligem Dank und den besten Wünschen für Ihr persönliches Wohlergehen.

In Verehrung

Ihr sehr ergebener

Wolfgang Blankenburg

Brief an Franz Vonessen, 31. 10. 1959

31. 10. 59

Lieber Herr Vonessen!

Ich möchte Ihnen noch herzlich Dank sagen für die Übersendung des Sonderdruckes Ihrer Metaphernarbeit. Nachdem ich vorletzten Woche von einem sehr schönen Urlaub in Italien zurückkam, fand ich nun – leider nur kurz – Gelegenheit, mich damit zu befassen. Die Arbeit hat mich sehr interessiert, weil ich mich selbst in Gedanken schon öfters mit dem Thema beschäftigt habe. Sie sprechen vieles aus, was man kaum besser formulieren könnte. Das meiste kann ich voll und ganz unterschreiben; es entspricht ganz dem, was auch ich aus der Beschäftigung mit dem Problem als Überzeugung mitgenommen habe. Bei manchem hätte ich den Akzent etwas anders verlagert: So z. B., wenn Sie sagen, daß der Raum der Metapher die Aussage sei. Daß der Erscheinungsort der Metapher wesentlich die Aussage ist, kann man natürlich nicht leugnen! Aber wird dadurch, daß Sie dies so sehr betonen, nicht die Aufmerksamkeit von der Wesensherkunft der Metapher abgelenkt? Denn das eigentliche Ursprungsfeld der Metapher liegt doch nicht in dem Bereich des Sich-Ausdrückens sondern des Beeindruckt-werdens; d. h. die Notwendigkeit des metaphorischen Ausdrucks gründet in einem entsprechenden Eindruck. Denn von dort her ist zumindest die »materiale« Bedingung der Möglichkeit einer Metapher vorgegeben, was sie ja selbst sehr deutlich betonen. Ich möchte damit keineswegs die Metaphernbildung auf bloße Rezeptivität zurückführen. Die Entdeckung der geheimen Identität *in* der Differenz zwischen dem sog. »eigentlich« und »uneigentlich«. Bedeuteten stellt eine spontane Leistung dar, welche Spontaneität eine neue Art von Empfänglichkeit allererst ermöglicht. – Der metaphorische Gebrauch der Sprache schöpft daraus, daß wir mit jeder Erfahrung mehr erfahren als in ihr gegenständlich wird. Die Bewegung des vorstellenden Anschauens hat als solche offensichtlich ihre eigene Transzendenz, die in dem vorgestellten Gegenstand gleichsam abgelähmt wird, jedenfalls nicht restlos zur Geltung kommt. Man könnte z. B. (um eines Ihrer Beispiele zu nehmen) versuchen, das Wesen des Verebbens herauszuarbeiten, ohne sich dabei groß darum zu kümmern, ob es Wut oder Meeresflut ist, die verebbt. Es würde sich hierbei eine bestimmte

Zeitgestalt ergeben als Schema für einen charakteristischen Ablauf von Geschehnissen überhaupt; darüber hinaus vielleicht noch ein bestimmter Typus von Widerständigkeit bzw. Trägheit, der eine solche Zeitgestalt mit sich bringt. – Die in der Natur vorkommende Ebbe wäre dann lediglich eine Ausprägung dieses Eidos bis in die gegenständliche, äußerlich anschaulbare Wirklichkeit hinein. – Prinzipiell erlaubt wohl jede Anschauung i. w. S. notwendig ein metaphorisches Umgehen mit ihr. Es kommt nur darauf an, inwieweit die innere Bewegungsgestalt eines Anschauens dem Anschauenden selbst als Organon neuen Erfahrens verfügbar wird, welche Tragkraft und -weite im imaginären Raum der allgemeinen Vergegenwärtigung von etwas sie hat, mit welcher Intensität, Allgemeinheit und Konkretheit als zusammengespannt in einer solchen »Bewegungsgestalt« erfahren werden kann. – Dabei stellt natürlich jeder dieser Nebensätze ein kolossal verwickeltes Problem heraus. Es gibt gerade in diesem Bereich noch viel zu viel Neuland trotz aller philosophischer Arbeit der Jahrhunderte. Allein das, was ich hier vorläufig »innere Bewegungsgestalt« genannt habe, bedürfte ja noch einer gründlichen phänomenologischen Analyse, sowohl nach der transzendental-subjektiven Seite, wie auch besonders nach der transzendental-objektiven Seite (Problem eines »materialen Apriori«) hin.

Ich frage mich dabei, inwieweit nicht für die Analyse der Metaphernbildung fruchtbar werden kann, was die Gestaltpsychologen »Vorgestalt« nennen. Mir erscheint die sog. »eigentliche« Bedeutung eines Wortes bzw. Satzes nur als letzte Auskristallisation, Verfestigung, Fixierung, Erstarrung, der Verengung der im »uneigentlichen« Gebrauch zum Ausdruck kommenden ursprünglichen Lebendigkeit und Weite. (Dies ist offensichtlich auch die Ansicht der von Ihnen zitierten Hamann, Jean Paul etc. – Der Hinweis auf Schellings »Phil. d. Mythologie« hat mich besonders interessiert, weil ich speziell diesen Passus nicht erinnerte!). Zwischen der »eigentlichen« und »uneigentlichen« Verwendung liegt dabei offensichtlich z. T. ein ›Verhältnis gegenseitiger Verbergung‹ vor, welches sich in einem Verhältnis gegenseitiger Verdrängung der zur Erfassung notwendigen psychischen Aktivität fortsetzt. Diese geheime Dialektik, die mit der Konstitution von ›Welt‹ zusammenhängt, scheint mir noch keineswegs genügend erforscht. Im Pathologischen sehen wir lediglich einige besonders markante bzw. auch groteske Abwandlungen hiervon (z. B. schizophrene Metaphorik).

Die charakteristische Zwischenposition der Metapher zwischen Anschauung und Begriff macht sie so aufregend für die gesamte Frage nach der inneren Struktur des menschlichen Erkennens. Vom Begriff unterscheidet sie sich durch ihre anschauliche Prägnanz d.h. das Allgemeine gewinnt in Ihrer Konkretion ohne im gleichen Maße an Umfang einzubüßen; ebenso wie umgekehrt das Anschauliche eine Allgemeinheit in ihr gewinnt ohne im gleichen Maße an Konkretion zu verlieren. Die unvermittelte Gegenüberstellung von ›blinder‹ Anschauung und ›leerem‹ Begriff scheint hier in der Tat auf eine ganz besonders eindeutige Weise aufgehoben, ohne daß man von einer bloßen Vermengung sprechen könnte. Die Frage nach dem Wesen der Metapher würde sich demnach ganz in der Fortsetzung der von Kant erstmals präzisierten Problemstellung (»transz. Einbildungskraft«, »Kritik der Urteilskraft« etc.) bewegen, die doch wohl bis heute nicht hinreichend und angemessen bewältigt ist. An dieser Stelle würde ich auch Ansatzpunkte sehen für die Notwendigkeit einer Erweiterung des Erkennens i. S. von Steiner: Die metaphorische Auslegung der erfahrenen Wirklichkeit in der Sprache wäre danach nur ein Schattenwurf der in der Imagination usf. zu erfahrenden Wirklichkeit. [Von dort her läßt sich auch verstehen, warum und in welchen Zusammenhängen das Problem der Metapher gerade in der Gegenwart so aktuell wird.]

Das sind nun natürlich alles nur Andeutungen dafür, in welchen Richtungen ich mich mit dem Problem beschäftigt habe. – In mancher Weise beneide ich Sie etwas, daß Sie sich hauptberuflich mit solchen Fragen beschäftigen dürfen. Ich finde z. Zt. einfach nicht die gehörige Muße, um mich damit in der erforderlichen Breite zu befassen. Die Gefahr der Zersplitterung ist zu groß bei einer Tätigkeit, die mit so vielen Weltgebieten (sprich: Spezialgebieten) in Berührung steht. – Vielleicht ergibt sich aber bei Gelegenheit noch einmal ein Gespräch hierüber.

Vorerst mit den besten Wünschen und Grüßen – auch Ihrer Gattin!
– Ihr Dr. W. Blankenburg

Brief an Roland Kuhn, 22. 11. 1964

Freiburg i. Br. 22. 11. 1964

Lieber Herr Kollege Kuhn!

Herzlichen Dank für Ihre beiden Briefe! Entschuldigen Sie bitte, daß ich erst heute antworte. Ich hatte von Tag zu Tag auf die Übersendung der Sonderdrucke vom Karger-Verlag gewartet, die nun eben eingetroffen sind. Sie sollen gleich ein Exemplar, das ich beilege, bekommen.

Vielen Dank auch für Ihre Sonderdrucke, die mich sehr interessierten. Wie ich daraus ersehe, sind Sie nach wie vor auf sehr verschiedenen Gebieten intensiv tätig. Ihre Zürcher Vorlesung wird sicher sehr sehr spannend und anregend. Ich würde sie gerne hören, schade, daß die Entfernung zwischen hier und dort doch recht groß ist. Sonst würde ich gerne einmal dazukommen.

Zu Ihrer Frage: Vom »ontisch-ontologischen ›Sehen‹« ist bei Heidegger in ›Sein und Zeit‹ S. 128 die Rede, allerdings nicht in sehr betonter Weise. Es bezeichnet dort eine Erfahrungsweise, der sich z. B. so etwas wie das ›Man‹ als das »›realste Subjekt‹ der Alltäglichkeit« enthüllt. Dazu ist notwendig, daß existenzial-ontologische Begriffe – bewußt oder unbewußt – zum Organ einer unmittelbaren Erfahrung geworden sind. Um zu wissen, ob bzw. inwieweit in dem, was einer spricht, nicht er selbst, sondern in Wirklichkeit die unheimliche, anonyme Macht des ›Man‹ sich zur Geltung bringt, brauchen wir nicht nur eine begriffliche Klarheit über das Wesen von Existenzialien wie Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit. Die Existenzialien müssen vielmehr jeglichen Charakter von Oberbegriffen, unter die man bestimmte Seinsweisen rubrizieren kann, verloren haben. Damit das ›Man‹ in seiner hic-et-nunc-Realität (als das »realste Subjekt«) wirklich wahrgenommen werden kann, dazu muß aus der ontologischen Begrifflichkeit, die Heidegger entwickelt, ein Wahrnehmungsorgan für faktisch Begegnendes geworden sein. Ein solches »ontisch-ontologisches ›Sehen‹« hat die Ontologie gleichsam nicht vor, sondern hinter sich. Das heißt natürlich nicht, daß jeder, der ein solches »Sehen« in hohem Maß beherrscht, vorher explizit Ontologie betrieben haben müßte. Nur ist die von Heidegger betonte »Unvoreingenommenheit« für ein wissenschaftliches Bewußtsein heute wohl nur auf dem Wege über die Ontologie zu erreichen. – Heidegger hat die Problematik und die

methodische Erarbeitung dieses »Sehens« nicht genügend behandelt. Er hat es wohl nicht als in seinen Aufgabenkreis hineingehörig betrachtet. Doch sollte das – meine ich – dringend nachgeholt werden.

Darf ich eine Gegenbitte an Sie richten? Binswanger hat irgendwo die klassische Psychopathologie mit dem Linné'schen System der Botanik verglichen. Ich wollte diese Stelle gerne zitieren, kann sie jetzt aber beim Nachblättern in seinem umfangreichen Werk nicht finden. Ist Ihnen die Stelle zufällig erinnerlich?

Ich habe vor einiger Zeit eine Arbeit über »Die Verselbständigung eines Themas zum Wahn« abgeschlossen. Sie wird aber wohl erst nächstes Jahr erscheinen. Gegenwärtig versuche ich, einen vor längerer Zeit entstandenen Entwurf über »Die Differentialphänomenologie der Wahrnehmung« (ein Vergleich zwischen einem schizophrenen Erleben und einem von Rilke gestalteten Grenzerlebnis aus dem Bereich des noch Gesunden) zum Abschluß zu bringen.

Ich würde mich sehr freuen, Sie bei Gelegenheit einmal wiederzusehen! Schon lange wollte ich Ihnen schreiben und freue mich, daß nun endlich die Verbindung wieder hergestellt ist.

Mit freundlichen Grüßen in steter Verbundenheit
Ihr W. Blankenburg

Brief von Hubertus Tellenbach, 26. 11. 1964

6900 Heidelberg, den 26. 11. 1964

Lieber Herr Blankenburg,

sehr vielen herzlichen Dank für Ihr Schreiben und für die Übersendung des Manuskriptes. Ich bin überzeugt, dass die von Ihnen konstatierte Übereinstimmung in den Ergebnissen der beiden Manie-Studien sich auch dem Leser so darstellen wird. Vor allem aber danke ich Ihnen für Ihre kritischen Anmerkungen, die mir sehr wertvoll sind. Ich werde, Ihnen gerne folgend, hier und dort retuschieren.

Mein Dank nimmt nun nachgerade den Charakter eines Vitalgefühls an, wenn ich die Besprechung vergegenwärtige, die Sie meinem Buche haben angedeihen lassen. Herr v. Baeyer hatte mich schon darauf hingewiesen, und ich bin sehr froh, ein Separat aus

Ihrer Hand zu besitzen. Da ich weiss, welche ausserordentliche Bemühung eine solche Rezension erfordert, bin ich wirklich sehr in Ihrer Schuld. Ich darf Ihnen versichern, dass dies auch so wäre, wenn das Ergebnis nicht so positiv gewesen wäre. Doch verbindet mich diese sehr positive Würdigung Ihnen noch in einer anderen Region, in der es um so etwas wie Zustimmung zu einem wissenschaftlichen Existieren überhaupt geht. Ich habe aber auch das gelegentlich fast mehr atmosphärisch sich meldende Kritische ad notam genommen. Solche Bücher sind, natürlich, keine Bestseller; aber vielleicht gibt es doch einmal eine neue Auflage.

Nun muss ich Ihnen aber auch noch gestehen, dass ich Ihre Arbeit über die »Verselbständigung eines Themas zum Wahn« nachgerade auf »Zehenspitzen« gelesen habe. Was mir bei Ihrem damaligen Vortrag in unserem Kreise hier und da noch nicht ganz stimmig schien, finde ich jetzt ganz dicht gefügt und überzeugend vor. Kritische Anmerkungen hatte ich kaum zu machen.

Fragen könnte man vielleicht, ob es angemessen sei zu sagen, dass »die Zeit sich zeitigt« (S. 36 unten). Ich würde denken, dass nur das Dasein zeitigt bzw. sich zeitigt. Für sehr glücklich halte ich den Schritt, den Sie über Boss hinausgehen, und der Sie ganz konsequent zu Goethe führt. Das sage ich nicht nur, weil Sie in dieser Auffassung mir sehr nahe sind, sondern weil ich wirklich glaube, dass man Statisches und Dynamisches nirgendwo in einem solchen gegenseitigen Sich-fordern antrifft. Der Umgang mit dem In-der-Welt-sein kommt damit aus der Starre los, auf welche man die psychiatrische Daseinsanalyse festlegen möchte. Vielleicht hat mich »das Thema« so mit Beschlag belegt, dass ich in fataler Weise hellhörig war, wenn ich glaubte, ihre sehr dedizierte Option für die »Bilder und Vergleiche« (z. B. S. 47) sei auch Kritik an meiner Binswanger-Kritik. Ich glaube aber doch nicht, dass Sie damit Binswangers transzendentelem »Webstuhl« das Wort reden wollen; denn hier fehlt mir doch die Angemessenheit, die ich bei Ihrem Vergleich mit dem Tumor durchaus antreffe.

Natürlich habe ich diese Ihre Arbeit, die mir Herr v. Baeyer damals gab, noch keineswegs gründlich genug und nicht, wie sonst, zum zweiten Male gelesen; denn es lag mir daran, dass sie bald in den Druck geht. Ich habe von Herrn Revers die Zusage bekommen, dass sie im 1. Heft 1965 (im April) erscheint. Ich glaube, dass dies keine ungebührlich lange Wartezeit ist. Ich hoffe, Sie sind einverstanden. Ihre Besprechung des Boss'schen Buches wird in dem

gleichen Heft erscheinen, wie mir Herr Revers versicherte. Bitte stossen Sie sich nicht daran, wenn vor dem April-Heft – ausserplanmässig – ein ganzer Band des Jahrbuchs erscheint, der eine Festschrift unserer Klinik zum 60. Geburtstag von Herrn v. Baeyer bringt. Es handelt sich bei diesem Band um ein Nachholen eines ganzen Jahrganges, den das Jahrbuch im Rückstand war. In dem Heft, für das Ihre Arbeit vorgesehen ist, werde ich mit einer Studie über Oralsinn und Atmosphäre Ihnen an die Seite treten – allerdings auf einem ungleich niedrigeren Reflexionsniveau. Ich besitze zwar schon eine Ihrige Zusage, diese Arbeit einmal kritisch anzusehen, wage aber nun kaum, davon Gebrauch zu machen, weil ich den Eindruck habe, Sie mit meinen Dingen allzusehr zu strapazieren – weiss ich doch, wie sehr knapp auch Ihnen die Zeit bemessen ist für Eigenes. Das ist auch der Grund, aus dem ich nun sehr rasch dieses Schreiben abschliesse – nochmals dankend und herzlichst grüssend,

Ihr Hubertus Tellenbach

Brief an Hubertus Tellenbach, 7. 12. 1964

Heidelberg, den 7. Dez. 1964

Lieber Herr Tellenbach,

ich danke Ihnen sehr herzlich für Ihren ausführlichen Brief und die vielen freundlichen Worte, die Sie darin für meine Bemühungen gefunden haben.

Die Wendung, daß »die Zeit sich zeitigt«, ist tatsächlich wohl zu pleonastisch, wennlich ich nicht sagen würde, daß nur das Dasein sich zeitigt. Man kann recht wohl auch damit einen Sinn verbinden, daß man sagt, die Welt zeitige sich dem menschlichen Dasein oder überhaupt das Sein zeitige sich. Ich weiss nicht, ob Sie von dem vor 2 Jahren hier gehaltenen Vortrag Heideggers »Zeit und Sein« gehört haben. Er gilt allerdings bei vielen als nicht mehr ganz ernstzunehmendes manieristisches Alterswerk; bei genauerem Durchdenken enthält er aber doch manche bedeutenden neue Gesichtspunkte. Der Vortrag geht aus von dem einfachen Satz »Jedes Ding hat seine Zeit«; sodann wird das »Es« in dem Satz »Es gibt Sein!« bedacht und als Zeit interpretiert. Dem stellt Heidegger dann den anderen

Satz an die Seite: »Es gibt Zeit«, worin er »das Lichtende Einander-sich-reichen von Zukunft, Gewesenheit und Gegenwart im Eigenn der eigentlichen Zeit« ansprechen will. Er endet dann in der tautologischen Aussage: »Das Ereignis ereignet«. – Mit diesem spekulativ-konstruierenden Vorgehen will ich selbstverständlich nicht meinen eigenen Sprachgebrauch rechtfertigen. Ich habe nur den Eindruck, daß wir gegenüber dem Problem der Zeit mit unserem Ausdrucksvermögen besonders weit im Hintertreffen sind, und daß hier über Heidegger hinaus der phänomenologischen Arbeit noch sehr viel zu tun übrig bleibt.

An Ihre Binswanger-Kritik habe ich bei meiner Verteidigung der »Bilder und Vergleiche« nicht gedacht. Sie galt vielmehr in erster Linie meinen eigenen kritischen Bedenken, die ich gegen eine zu weitgehende, vor allem aber unreflektierte Verwendung von Metaphern hege. Es ist immer die Frage, wieweit es gelingt, einen Vergleich durchsichtig zu halten auf das hin, was er verdeutlichen soll. Ob das Binswanger mit seinem »Webstuhl« genügend gelungen ist, wage auch ich zu bezweifeln, halte es aber prinzipiell für keineswegs unmöglich, auch einen solchen kühnen Vergleich zu begründen.

Für die Unterbringung meiner Arbeit über die »Verselbständigung ...« im Aprilheft des Jahrbuches danke ich Ihnen sehr herzlich. Die Leser werden hoffentlich keinen allzugroßen Anstoß daran nehmen, daß zugleich zwei nicht gerade umfangarme Arbeiten von mir in dieser Nummer erscheinen. – Noch etwas: Ich hatte ursprünglich vor, die Arbeit Herrn Prof. von Baeyer zum 60. Geburtstag zu widmen (das scheint mir auch von der Sache her genügend gerechtfertigt); ich glaubte dann aber nach der Fertigstellung, damit zu spät zu kommen. Nun erscheint die Festschrift Ihrer Klinik ja auch erst Anfang nächsten Jahres. Meinen Sie, daß unter diesen Umständen eine solche Widmung nicht doch noch Platz finden sollte?

Wie ich gerade von Herrn Bräutigam erfuhr, werden wir uns ja am 16. Dezember bei Ihnen treffen. Wir können dann vielleicht noch darüber sprechen.

*Für jetzt noch vielen Dank
und herzliche Grüße
Wolfgang Blankenburg*